



Frau an Krebs.
bebe auf der
er, nur dass ihr es
o aus, oder?“



„Es ist unglaublich, wie viel Kraft es kostet,
nur einen einzigen Menschen von der Straße
zu holen. Aber selbst wenn sie keine Hilfe
wollen: Wir müssen es weiter versuchen“

Jenny De la Torre, Ärztin



„Ich hätte nie gedacht, dass ich mal Zigaretten-
stummel von anderen rauche. Aber betteln,
das wäre für mich der letzte Schritt zur
Selbstaufgabe. Da gehe ich lieber klauen.“

Wolfgang, obdachlos

Dreibettzimmer, wegen der Dachschrägen. Das Gesundheitsamt erlaubt nicht mehr, zu wenig Sauerstoff. Es ist tiptopp sauber hier, auf den Matratzen liegt frische Bettwäsche, die Wände sind weiß, es riecht nach Reinigungsmitteln und Keller. Es wirkt ein bisschen wie ein unterklassiges Hotel, nur dass es im Gegensatz zu Hotels hier ein Zimmer mit der Nummer 13 gibt. Die Notunterkunft ist umringt von Autohäusern, deren grelle Werbung wie zum Hohn in die Zimmer strahlt. Mark macht den Job seit 24 Jahren, er hat hier Menschen sterben sehen, und er sagt, dass jetzt wieder die Zeit gekommen ist, in der die Berliner Mitgefühl entwickeln. Dabei sterben auch im Sommer, Frühling und Herbst Menschen auf der Straße, nur gespendet wird dann weniger. Das geht ihm schon auf die Nerven, aber er sagt auch, dass sie auf Spenden angewiesen sind und es gut sei, dass wenigstens einmal im Jahr an bedürftige Mitmenschen gedacht wird.

Jürgen Marks Notunterkunft ist von Januar bis Dezember ununterbrochen geöffnet, und allein in diesem Jahr hat er schon Menschen aus 76 Ländern Obdach gewährt. Es werden von Jahr zu Jahr mehr Osteuropäer und Frauen, die hierher kommen, und er versucht, allen ein bisschen mehr zu geben als ein Bett und eine warme Mahlzeit. Mark sagt, er will Perspektiven aufzeigen. Manchmal gelingt das, oft nicht. „Das Frustrierende ist, dass ich immer nur die Wiedersehens, die es nicht geschafft haben.“

Im Aufenthaltsraum wird es lauter, Männer diskutieren, die meisten aber starren nur vor sich hin. Die Fenster sind weihnachtlich geschmückt, an den Wän-

den hängen Filmplakate, „Der blaue Engel“, „Metropolis“, Emil und die Detektive“. Karl steht aufrecht da wie ein Soldat, Buntfaltenhosen, tadelloses Sakko, kariertes Pullover, Hemd, Schlips, weinroter Seidenschal. Er sieht aus, als müsse er gleich noch eine Vernissage eröffnen oder einen Staatsgast empfangen. Karl hat keinen ganzen Zahn mehr im Mund. Er ist wütend. Auf den Staat, der nicht genug für die Obdachlosen tut, die Politiker, die immer nur reden, auf sich selbst, weil er 15 Jahre im Knast saß, Scheckbetrug, Eigentumsdelikte, so was. Zwei Jahre hier, vier Jahre dort, drei blaue Punkte in der Dammbeuge. In den Siebzigern, sagt er, saß er in Stammheim, zur selben Zeit wie Baader, Ensslin, Meinhof und Raspe. Und Mitte der Neunziger, da seien er und Erich Mielke gleichzeitig in Moabit im Knast gewesen. Der sei immer auf einem Krückstock über den Hof gelaufen, eine Mütze tief ins Gesicht gezogen. Karl lacht kurz und trocken, es klingt eher wie ein Husten, dann erzählt er, dass er vergangene Woche mit Klaus Wowerit gesprochen hat. „Klaus, alter Genosse“, habe er gesagt, „du musst doch auch mal was für uns tun.“ Karl ist seit 34 Jahren in der SPD. Und Franz Münterfering, den kennt er noch von früher, „bei dem war ich schon zwei Mal im Büro im Bundestag. Einer der letzten Aufrichtigen.“ Geboren ist Karl 1948, „einen Monat vor Joschka Fischer“, er jongliert mit den Namen, als rede er von Freunden. Es wirkt wie ein Ausdruck der Sehnsucht danach, etwas zu gelten in dieser Welt. Dazugehören.

Karl hat viel Scheiße erlebt in seinem Leben. So sagt er das: viel Scheiße. In dem

hessischen Kinderheim, in dem er groß wurde, habe ein Erzieher ihn sexuell missbraucht. „Und ausgebeutet wurden wir auch.“ Für einen Auto-Zulieferer musste er Blinker und Rückstrahler zusammenschrauben, aufklappen, Gummi rein, Lampe rein, wieder verschließen. Den Hauptschulabschluss hat er noch geschafft, gelernt hat er nie etwas. „Wie sollte ich auch? Ich war doch total kaputt.“ Danach: Straße, Knast, Straße, Minijob, Knast, Wohnung, ABM, Knast, Straße. Er hat seine Erfahrungen niedergeschrieben, hat Akteneinträge kopiert, einfach alles, was er über sich in die Finger bekam, gesammelt. Ein Leben auf einem USB-Stick. Er hält ihn in der Hand wie den Heiligen Gral, schaut etwas verschwörerisch, als könne er damit die Regierung zu Fall bringen. Karl will weg aus Berlin, in den Süden, nach Bregenz, dort in Vorarlberg hat er Freunde, da kann er unterkommen. Erst mal. „Ich will das hier alles nicht mehr in Anspruch nehmen müssen, es ist so erniedrigend.“ Karl ist keiner, dem man ansieht, dass er nicht mehr kann, aber er sagt, dass er schon kurz davor war, zu sterben. Er hat Schlaftabletten geschluckt, jemand hat ihn gefunden, im Krankenhaus haben sie ihm den Magen ausgepumpt. Ein anderes Mal hatte er einen Freund erzählt, dass er Schluss machen will. Die Polizei brach die Wohnungstür auf. „Wenn ich es noch mal mache, dann still und leise.“

Zurück vor der Bahnhofsmision, es ist 22 Uhr, der Nachtwind lässt die Kälte noch unerträglicher werden, das Thermometer einer Apotheke in der Nähe zeigt minus zehn Grad. Peter und Nicole Bästel

stehen in Signalwesten auf dem Bürgersteig. Sie haben einen kleinen Tisch aufgebaut, darauf: zwei Suppenkessel, zwei Kannen mit Tee, Toastbrot. Seit Anfang November stehen sie oder Kollegen ihrer buddhistischen Religionsgemeinschaft Abend für Abend hier, um kostenlos eine warme Abendmahlzeit zu verteilen. Die Bahnhofsmision darf um diese Zeit nur noch kalte Speisen ausgeben, die Auflagen erlauben es nicht, abends noch zu kochen in den Räumen. Es gibt Erbsensuppe. „Es sind so viele Menschen, die auf der Straße leben, da muss man doch helfen“, sagt Peter Bästel. Es sei auch ein Prozess des Lernens, sagt seine Tochter Nicole. „Früher bin ich am Elend einfach so vorbeigegangen, das mache ich jetzt nicht mehr.“ Eine der buddhistischen Tugenden ist die liebende Güte, das Mitgefühl. Die Bästels fühlen sich ihr verpflichtet.

„Keine Struktur, kein soziales Leben“

Der nächste Morgen. Die ersten Schneeflocken fallen wie in Zeitlupe auf das rote Klinkergebäude in Mitte, in dem Jenny De la Torre ihre Stiftung aufgebaut hat. Seit vier Jahren ist sie mit ihrem 30-köpfigen Team hier in der Pflugstraße, um Berliner Obdachlose kümmert sich die gebürtige Peruanerin aber schon seit 16 Jahren. Angefangen hat sie in einem kleinen Raum ohne Fenster, am Ostbahnhof, ganz in der Nähe der Treppe, auf der Wolle jeden Tag mit seinen Freunden sitzt und trinkt. 550 bedürftige Patienten betreut De la Torre pro Jahr, sie nimmt dafür kein Geld. Alles trägt sich nur über Spenden. Zu ihr kommen Menschen mit Wundblasen an den Füßen vom vielen Laufen, mit offenen

Raucherbeinen, festgewachsenen Socken, monatelang nicht gewechselten Verbänden. Neulich sei ein Mann da gewesen, der habe eine Stunde lang geweint. Er ist depressiv, eine Krankheit, die unter vielen Obdachlosen verbreitet ist, nur wissen die meisten nichts davon. Jenny De la Torre ist eine starke Frau und wenn sie sagt, dass jeder Patient vor allem Geduld braucht, dann sieht man ihr an, dass sie jemand ist, der Geduld hat wie Dagobert Duck Goldmünzen. „Ich weiß nicht, ob ich irgendwo anders als hier glücklich werden könnte. Ich habe den Luxus, mir Zeit für meine Patienten nehmen zu können.“ Wenn sie ihr Haus präsentiert, Friseurzimmer, Zahnarztpraxis, Aufenthaltsraum, Kleiderkammer, dann läuft die 56-Jährige schnell, fast so, als habe sie Angst, dass ein Raum plötzlich verschwunden sein könnte.

Obdachlos sein, sagt sie, bedeutet mehr als nur keine Wohnung und kein Geld zu haben. „Sie haben keine Struktur, kein soziales Leben und wir Menschen sind nun mal soziale Wesen. Jeder braucht das Gefühl, gebraucht zu werden.“ Es sei schier unglaublich, wie viel Kraft es koste, nur einen einzigen Menschen von der Straße zu holen. Nicht allen helfen zu können, nicht alle zu einer umfassenden Behandlung motivieren zu können, das ist es, was Jenny De la Torre manchmal fassungslos macht. Sie müsse sich dann einreden, dass diese Menschen einfach kein Interesse mehr an ihrem Leben haben. „Sonst zerbricht man daran.“

Die Zigarette, die Wolfgang zwischen den Fingern hält, hat vor ihm ein anderer geraucht. Er hat sie aus dem Mülleimer gefischt. Nie habe er gedacht, dass er mal Stummel sammeln müsste, sagt er. Wolfgang's Gesicht ist fleckig, er nennt das angerostet vom Regen. Er hat das, was man eine typische Obdachlosenbiografie nennen könnte: Job verloren, weil er die falschen Freunde hatte und anfang zu kiffen, Alkohol, Wohnung weg. Fast ein Jahr lang hat der 59-Jährige nachts in der S-Bahn geschlafen, ist oft tagelang mit der S 1 zwischen Oranienburg und Wannsee hin und her gefahren, 83 Minuten eine Fahrt, immer wieder. Fünf Mal wurde er schon beim Schwarzfahren erwischt, beim nächsten Mal muss er wohl ins Gefängnis. Monatlich kostet ein Schwarzfahrer hinter Gittern die Stadt mehrere Tausend Euro. Eine Umweltkarte kostet 72. Geld, das Wolfgang nicht hat. Er hat momentan gar nichts. Und Betteln, das bringe er einfach

nicht fertig. Da gehe er lieber klauen, im Supermarkt, Wurst, Brot, Käse. Er schämt sich dafür, aber Betteln, das sei für ihn der letzte Schritt zur Selbstaufgabe.

Es hat lange gedauert, bis sich Wolfgang überhaupt dazu durchgerungen hat, in die Notunterkunft zu gehen. Bis heute. Zu stolz sei er immer gewesen, zu sehr Einsiedler, einer, der immer besser alleine klar gekommen ist. „Aber bei diesen Temperaturen habe ich es einfach nicht mehr ausgehalten.“ Seine Mutter, der Bruder, die Schwester, alle wohnen noch in Berlin. Wo, das weiß er nicht. Erst mal müsse er schließlich zu sich selbst zurückfinden.

Seit zwei Tagen hat Wolfgang wieder einen Personalausweis. Für das Passbild hat er sich fein hergerichtet. Es zeigt einen Mann mit ebenen Gesichtszügen, gecremten, roten Wangen und säuberlich gekämmtem Haar, der Blick entschlossen. Aufgenommen wurde es vor einer Woche. Es will nicht so recht zu dem Mann passen, der sich Zigarettenstummel um Zigarettenstummel anzündet. Bald aber, das hat er sich fest vorgenommen, sollen sich die beiden Bilder wieder gleichen.

Leserwahl

Liebe Leserinnen und Leser, hier sind für Sie die neuen Wahlthemen:

- 1. Prenzlauer Berg wird bürgerlich**
Nach Hausbesetzern und Kreativen zieht die dritte Generation der Nach-Wende-Bewohner in den angesagten Bezirk. Plötzlich gibt es hier dieselben Probleme wie sonst nur in gediegenen Vororten.
- 2. Streit um den Parkplatz** – was ist die Lösung? Parkraumbewirtschaftung, Carsharing, Fahrradwege – wie die Bezirke mit dem Problem umgehen.
- 3. Mit einem Trendscout durch Berlin**
Die Bierflasche als Accessoire, Mode aus Wolledecken – wie aus seltsamen Angewohnheiten Trends werden. Die Reportage mit den meisten Stimmen lesen Sie nächste Woche in der Morgenpost. Und so können Sie abstimmen: Per Post: Berliner Morgenpost, „Leserwahl“, Brieffach 0718, 10867 Berlin. Per E-Mail: leserwahl@morgenpost.de Per Fax: 030/259 17 30 49. Einsendeschluss ist Montag, 6. Dezember.

Berlins Obdachlose brauchen Ihre Hilfe – Morgenpost und RTL starten Aktion

• **Spenden** Die Berliner Morgenpost, der Verein Berliner helfen und 104.6 RTL bitten um Spenden für Obdachlose. Gebrauch werden vor allem pfundweise Kaffee und Eintopf – am besten in Drei-Liter-Dosen – zur Verpflegung der Menschen in der Notübernachtung der Stadtmission. Auch kleine Weihnachtstüten mit Süßigkeiten (ohne Alkohol) sind sehr willkommen. „Warme Winterkleidung ist in unserem Lager noch ausreichend vorhanden“, sagt Ortrud Wohlwend von der Berliner Stadtmission. „Bedarf besteht nur an warmer Männer-Unterwäsche und Handschuhen.“

Auch Isomatten werden immer wieder dringend benötigt. Die Sachen können ab Montag täglich von 8 bis 16 Uhr in der Berliner Stadtmission, Lehrtstr. 68 in Mitte, abgegeben werden. Sie erreichen die Stadtmission unter folgender Telefonnummer: ☎ (030) 69 03 33. Für die Notübernachtungsplätze und die Weihnachtsfeste in den Einrichtungen werden zudem auch Geldspenden benötigt. Wenn Sie Berlins Obdachlosen helfen möchten, spenden Sie an: Berliner helfen e. V., Spendenkonto 55, Stichwort: Kältehilfe, Bank für Sozialwirtschaft, BLZ 100 205 00



Berliner helfen e.V.



Obdachlose suchen im Tiergarten Schutz gegen die Kälte